

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 23 (1919)

**Artikel:** Missbrauchtes Gefühl  
**Autor:** Hardung, Victor  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-571719>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 09.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Mißbrauchtes Gefühl.

Novelle von Victor Hardung, St. Gallen.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Als Student gehörte ich einer Vereinigung von Literaturfreunden an, und jung, wie wir waren, suchten wir den Lebenden zu nahen. Da war einer gewesen, der vor zwanzig Jahren als ein Vierzigjähriger einen Band der schönsten Strophen gespendet hatte, Gebilde, von einer ungewöhnlichen Kraft des Gefühls getragen, die auch das schlichte Wort neu aufleuchten ließ, von der süßen Musik verhaltener Leidenschaft durchdrungene Lieder, von einer fremden Geistigkeit erfüllte Verse, die aus der innigen Verbindung mit der Natur erblüht und dabei durch die stille Gewalt des Sinnbildes Weiser zu Fernen über dieser Wirklichkeit waren. In einer kleinen, längst wieder eingegangenen Zeitschrift junger Freunde heimischer Dichtkunst war er aufgetaucht, hatte dann sein Buch ausgehen lassen und seither geschwiegen. Man wußte wenig von ihm, erzählte, daß er unabhängig und einsam auf seinem Landgute lebe, den üblichen Veranstaltungen, Dichter und Zuhörer zusammenzuführen, abhold sei und schroff, alle Versuche, ihm so zu nahen, vereitlete.

Wir Jungen, die ihn um seiner Kunst willen liebten, hätten doch gar zu gern eine Gelegenheit gehabt, ihm unsere Verehrung zu erweisen. Und als sein sechzigster Geburtstag nahte, beschlossen wir, uns nicht abschrecken zu lassen und ihm einen schönen goldenen Becher zu widmen. Den möge einer mit einem Schreiben als Zeugnis für unsere Dankbarkeit überreichen und diesem Danke werde, so hofften wir, der Einsiedel nicht widerstehen und er werde gelten lassen müssen, daß Jugend es als eine Liebe Not empfindet, sagen zu dürfen, wo sie verehrt und liebt und wo sie verachtet und haßt.

Mich traf die Wahl, unsere Spende zu überreichen, und so fuhr ich an einem goldenen Tage im Herbstmond dem Dörflein über dem See zu, wo der Dichter lebte. Ich fand einen schlanken Herrn, von stolzem Gesichte, aus dessen vornehmer Ruhe bisweilen eine Bewegung ungestüm hervorbrach, als schlage eine heimlich verhaltene Flamme auf. Entgegen allen

Befürchtungen war er der liebenswürdigste Gastgeber. In dem alten schindelgedeckten Hause war alles aufs behaglichste eingerichtet — bunte Sträuße von Herbstblumen schmückten Tisch und Truh, und wir faselten mit einem weiten Ausblick über Wälder und Wiesen weg zum See, hinter dem wieder in verschleierter Ferne graublaue Bergzüge aufstiegen.

Zu einem Nachmittagskaffee hatten sich der Pfarrer und etliche glückwunschende Familien eingefunden, die in dem schönen Gelände ihren Sommersitz hatten. Es ward lustig gelacht, und man hätte kaum gewußt, daß es ein Künstler war, dessen Geburtstag man da feierte, wenn nicht eine jung blühende Frau mit einer taufrischen Stimme sich ans Klavier gesetzt und ein Lied des Dichters um das andere gesungen hätte, wie sie ein Tonseher, der berühmt in einer Weltstadt wohnte, gedeutet. Der hatte wohl aus der eigenen Sehnsucht und dem heißen Verlangen nach Stille und Einsamkeit diesen mit der Natur so innig verbundenen Dichter verstanden. Mir war, niemals in meinem Leben habe ich etwas köstlicheres vernommen als diesen Gesang da in dem weiten Zimmer, wo das Zwielicht umging, ein verschleiertes Licht über dem Klaviere ein schönes Frauenhaupt mit einer Gloriole umwand und festlich gesommte, frohe Menschen stille lauschten, von der Gewalt innigen und leidenschaftlichen Gefühls in den sühesten Bann geschlagen und selig solchem Zwange untertan.

„Es ist doch schön, so mit der Welt verbunden zu sein,“ hatte der Dichter der Sängerin gedacht, als man sich um den festlich bereiteten Abendtisch scharte. „Da ist einer draußen, und man kennt ihn nicht, und er ist doch unserem Leben, unserem Gefühle so nah, zur Stunde, da er uns sucht und findet, um sich selber zu vernehmen. Und dabei ist hienieden vielleicht das Schönste daran diese Ferne, die doch in Wirklichkeit nicht besteht und uns ahnen läßt, daß zusammengehört, was gleicher Neigung ist und so einmal zu einer ewigen Gemeinschaft verbunden werden wird.

Auf die Erfüllung dieser Ahnung wollen wir trinken, liebe Freunde, und Gott für die gute Stunde danken, da wir sie als selige Gewißheit empfinden!"

Die Sängerin hatte sich leuchtenden Blickes dem Dichter zugeneigt, und sie war die erste, die aus dem Becher trinken mußte, den wir, die Jugend, ihm gespendet. Und nachdem sie so getan, bot sie dem Dichter übermütig den Mund, und der küßte ihn zärtlich, und die schöne Frau hatte unversehens Tränen in den lachenden Augen.

Im offenen Wagen fuhren die fröhlichen Gäste heim. Wir hörten aus der Nacht her die Stimme der Sängerin, wie sie in einem sehnüchigen Liede des Freundes hinter Hügelwellen verging, wieder auftönte, aufs neue erstarb, wie ein Echo irgendwoher den Lauschenden sie wiederum zutrug und dann nur noch der Nachtwind blieb und ein leises Gezwitscher träumender Wandervögel aus dunkeln Büschchen des weiten Gartens her. Der Meister hatte mich eingeladen, sein Guest zu sein und erst mit dem kommenden Tage wieder heimzureisen. Und so saßen wir auf einer von späten Rosen umdufteten Veranda über einem edeln Weine, und der Dichter trank ihn aus dem Becher, den ihm die Jugend gespendet.

„Wir alle, die wir die Einsamkeit lieben und die Sterne, haben doch das Verlangen, in unserem Besten mit der Welt verbunden zu sein. Zwar kann es geschehen, daß auch einmal das Teuerste mißbraucht und ein Gefühl, das wir finden, damit es in einer verwandten Seele wiederflinge, von einem fühlen Rechner für das seinige ausgegeben wird, damit er so in eine Gesellschaft eindringen und Beute machen kann, zu der nur dieser goldene Schlüssel die Pforten öffnet.“

„Es sind einige zwanzig Jahre her,“ erzählte nun der Meister, „da verbrachte ich einen warmen Herbst in einem Weindorfe jenseits am See, und ein Rebenhäuschen, das die Laune eines reichen Herrn behaglich zu einer artigen kleinen Wohnung für einen Menschen geschaffen, der eine schöne Stille suchte, war für jene Zeit meine Heimat. Da geschah mir, daß mir die Zunge gelöst ward — nach schweren Jahren — daß ich so zu sprechen ver-

mochte, wie es mein Herz längst gedrängt hatte. Lied um Lied blühte mir zu. Gesicht um Gesicht war mir nah, daß ich es schaute und zu deuten vermochte — keinen Weg ging ich, ohne daß eine Melodie in mir aufklang und Form und Gestalt gewann. Und in dieser glücklichen Zeit sah ich Abend für Abend, wann der Nebel vom See her aufgestiegen war und in den Reben hing und in dem grünen Kachelofen des Häuschens ein frühes Holzfeuer brannte, von den tanzenden Lichtern umspielt für einen Augenblick einen schönen Schatten im Dämmer stehen — das zarte Bild einer Frau, die das goldschimmernde Haar zu einem Knoten aufgesteckt trug, indes Locken zu den Seiten niederfielen, mit großen blauen und doch tiefdunkeln Augen und einem fühl geschürzten Mund, dessen Lächeln indes alles an der Gestalt zum Leuchten brachte. Von einem blaßblauen Schleier war die Erscheinung umflossen — bald dichter, bald nur wie von einem feinen unwirlichen Flor.

Nähe schien sie mir und so ferne doch, wie ein Gesicht, das wir nur mit den Augen unserer Seele schauen. Und mich schreckte nichts an diesem schönen Bilde — ich empfand die Erscheinung gar nicht als etwas Ungewöhnliches; mir war, als sei sie mir immer ein teurer Besitz gewesen, vertraut und mein eigen von Anbeginn.

Um jene Zeit pflegten junge Freunde heimischer Dichtkunst eine kleine Zeitschrift und freuten sich, daß ich ihnen meine ersten Strophen anvertraute, konnten sich in ihrem liebenswürdigen Uebereifer nicht genug tun und machten mich verlegen vor mir selber, als sie sich einmal berühmten, einen heimlich Gekrönten entdeckt zu haben, der lange Jahre unerkannt unter der Menge gewandelt sei. Ach, da wär' auch für die besten Augen wenig genug zu erkennen gewesen! Genug, ich hatte über Nacht für meine Verse einen Verleger gefunden. Und als ich mit dem fallenden Laub das Dörflein verließ, da wußte ich, daß ich meine Zeit dort erfüllt hatte und daß ich auch die Erscheinung, wie sie mich dort in meiner glücklichen Abgeschiedenheit über meinem Werk Abend für Abend begrüßt hatte, werde lassen müssen. Doch ich war

zu froh über das, was ich erworben hatte, um undankbar sein und über Geschiedenes und Verlorenes trauern zu können.

Es waren einige Jahre nach jener Zeit, wiederum in einem warmen Herbst, daß ich an einem Abend bei einem Blicke über den See weg plötzlich das Häuschen in den Reben vor mir zu sehen glaubte, obwohl auch das schärfste Auge dort in der Ferne nur einen Schimmer von Land und die Bergzüge am Himmelssauz zu erkennen vermag. Und ein Verlangen fiel mich an, jene Stätte wieder zu schauen, wo ich einen schönen Traum wirklich gelebt. In der grauen Frühe schon war ich auf der Fahrt, und ich fand das Häuschen, wie vordem, sauber gehalten, mit einem hübschen Vorrat von Rebholz für den Kachelofen und diesen sorglich bereitet, beim ersten fühlen Abend ein Feuerlein zu hegen. Der Besitzer, ein wohlhabender Weinhandler, überließ es mir wieder gegen ein Zinslein, wofür man nicht das Holz für den Ofen hätte kaufen können. Und so verlebte ich aufs neue einige Wochen am See. Doch blieb ich von einer ungewöhnlichen Abspannung und Zerschlagenheit heimgesucht, als hätte ich irgend eine schwere Krankheit oder einen schmerzlichen Verlust zu verwinden gehabt... Ich saß und träumte dahin, ohne den Drang und das Vermögen, zu arbeiten. Den Tag verbrachte ich meist in einem vornehmen Gasthause am Wasser, wo noch eine Schar von Gästen eifrig badete, schwamm, ruderte und segelte, und ich konnte stundenlang im Garten bei einer Pfeife und einem Glase Weines unter einem alten Baume sitzen und die bunte lustige Gesellschaft schauen, die sich da in der Sonne freute. Jene Erscheinung von meinem ersten Aufenthalte her hatte ich nicht mehr, und mir war auch, als habe ich in diesen Tagen kein Recht darauf. Doch geschah bisweilen, daß ich inmitten des frohen Trubels um mich her unversehens das Gefühl hatte, der Kies auf dem Wege müsse in diesem Augenblicke unter einem leichten Schritte knirschen und die Schöne nahen, die den Augen meiner Seele so nahe gewesen.

So waren einige Wochen vergangen, und ich hatte mich zur Abreise gerüstet und

für den letzten Nachmittag zu meinem Weine in den Garten des Gasthauses gesetzt, wo es mählich stiller geworden war. Bunte Blätter lagen auf dem See, der unter einem blaugoldenen Lichte bis in die tiefsten Fernen flirte und leuchtete. Ein Zug nordischer Vögel schwamm hoch, hoch droben als ein schimmernder Nebel, der silberne Tropfen sprühte, einem Tale zu, wo sich ein junger Strom zwischen schneegetürmten Felsen seine Wildbahn gebrochen. Jenseits stand ein schöner Berg über meiner Heimat, an dessen weißem Gipfel ein Feuerwölklein wie eine Purpurfahne hing. Geläute kam von einem Hügel her; über seiner Arbeit sang irgendwo im weiten Hause ein Mädchen ein altes, inniges Lied.

Da fühlte ich, daß mich jemand ansah. Und als ich aufschaut, stand eine Frau vor mir, blaßblau gewandet, das goldene Haar hinten zu einem Knoten hoch aufgebunden und an den Seiten in Locken zu Schultern und Brust niederfallend. Die großen blauen Augen waren dunkel verschattet, der feine Mund fühl geschürzt. Und dann löste er sich in einem Lächeln, und alles war ein Leuchten an der Schönen, und so ging sie vorüber, und ich saß und sann und wußte, daß ich wirklich gesehen, was mir als ein Schatten in glücklichen Stunden nahe gewesen.

Bis in den Abend saß ich so, wartete und scheute doch jede Nachfrage. Und dann stieg ich hinan zu dem Rebenhäuschen, indes schon die Nebel schlichen, zündete Feuer an im Kachelofen, ordnete die Blumen auf dem Tischchen, bereitete meinen Tee und wußte kaum, daß ich ein zweites Gedech auflegte und sorglich meine kleinen Leckereien und erlebten Früchte des gesegneten Jahres in dem durchbrochenen Steinzeug schichtete, das der Eigner des Weinberges in einem Schränkchen als altes Erbgut bewahrt hielt. Da ging die Türe und fiel ins Schloß zurück, und die Schöne, die ich im Garten geschaut, stand vor mir, atmete bewegt und lächelte.

„Sie wissen nichts von mir,“ entschuldigte sie sich, und ihre Stimme hatte jenen tiefen Unterton, als Klinge eine Glocke nach.

„Doch,“ wandte ich ein, „ich kenne

Sie. So, wie Sie jetzt da stehen — an der selben Stelle — hab' ich Sie in den schönsten Stunden meines Lebens als einen teuren Schatten geschaut. Sie waren mir nah . . .

„Ich war es,“ beteuerte sie leise, nestelte ein weiches Gewebe, das sie um den Kopf geschlungen, aus dem Haar, hängte es über eine Stuhllehne, setzte sich und hielt eine Hand über die Augen. „In einer Badezeitung las ich Ihren Namen, daß Sie als Gast hier weilen. Und so bin ich noch zur rechten Stunde gekommen, um Ihnen zu sagen, was Sie schon wissen — wie nahe ich Ihnen gewesen.

Ich war ein umworbenes und wählerisches Mädchen — aus einem Kreise, wo große und gewinnbringende Geschäfte gemacht zu werden pflegen. Und obwohl ich den Reichtum schätzte und liebte, empfand ich doch die einzige Sorge um die stete Häufung des Besitzes als einen zu hohen Einsatz, als eine Verödung und Beraubung des Lebens um das, was es erst lebenswert macht. Wohl gab es mannigfache Anlässe, mitzutun, wo es galt, eine Art öffentlichen Bekennisses abzulegen, daß man im Einmaleins nicht aufgehe, aber meist verrieten diese Gelegenheiten grade das Unvermögen meiner Umgebung, anders als spielerisch Dingen zu nahen, die mit dem Geschäft nichts zu schaffen haben.

In unserem Hause verkehrte häufig ein Kaufmann, der, weit in der Welt herumgekommen, unverheiratet geblieben war und merken möchte, daß ich auf einen Märchenprinzen wartete, der, anders wie all die geschäftsgewandten Bewerber, mit einer heimlichen Krone gerüstet komme. Der brachte mir eines Tages eine kleine, bescheidene Zeitschrift, und darin standen einige Strophen, die zu mir sprachen, als seien sie eine Antwort auf verschwiegene Fragen meines Herzens. Und er, dieser Kaufmann, verstand zu deuten, was alles aus diesen Versen redete, und mit jedem Hefte, das er mir brachte, war er auch der Künder einer neuen Botschaft. Wir hatten ein Reich für uns, wohin sich unsere Umgebung nicht verirrte. So bin ich die Frau dieses Mannes und er ist Herr meines Vermögens geworden. Ich habe ihm zwei Kinder geboren und weiß heute,

dß er nur Ihr Gefühl mißbraucht hat, um es als das seinige auszugeben, daß er wohl mit einem scharfen Verstande zu begreifen verstand, was da zu hören war, aber alles Gefühl selber nur als einen Körder schätzte, eine sehnüchtige Seele zu locken . . .

Die Schöne hatte von dem Tee getrunken, den ich ihr geboten, einen Pfirsich mit schlanken Fingern geschält, die Augen wandern und dann auf mir ruhen lassen.

„Hier . . . ja, hier, wo deine Geister um dich sind,“ flüsterte sie, „wo du zu Hause bist, dort ist auch meine Heimat. Darum hat mich ein schlauer Rechner betrogen, und dem hab' ich Kinder geboren, und seine Arme muß ich dulden und an dich dabei denken. Es hat mich nicht gelassen, ich mußte dir das sagen. O du, wie werden wir auferstehen? Mit einem verklärten Leibe, begnadet, zu spenden, wo wir lieben? Wer liebt, muß warten können. Und du wartest meiner. Eine Nacht wird kommen, da werden Sterne fallen, und eine Mutter wird sterben und ein Mädchen selig auferstehen und dich finden. Nur auf Erden mag Täuschung weilen — die Himmel dulden keinen Betrug. Küsse mich — einmal — und frage nicht nach meinem Namen. So, wie ich bin, sollst du mich nicht wiedersehen. Die Nacht bringt Träume und die Frühe den Morgenstern. Lebwohl!“

Sie war mir genah. Ihre Augen leuchteten, weiß blühte ihr Gesicht, ich fühlte ihre Arme um meinen Nacken, und ihre Lippen fanden meinen Mund.

Unter dem Bordache hing eine Laterne aus alten Tagen. Die zündete ich an, und hinter der Hornblende schimmerte die Kerze in die Nacht, da ich die Schöne durch den Rebhügel auf den Weg brachte. Ich sah sie — einen schlanken Schatten, der blaßte und verging, lauschte noch ihrem Schritte, als er längst erstorben war, stieg wieder hinan und wußte, daß ich für diese Erde ein teures Wesen ins Grab geleitet . . .“

„Einsam, junger Freund,“ so vollendete der Meister seine Erzählung, „sind wir durch unsere beste Gemeinschaft und arm durch unseren Reichtum. Doch halte,

was du hast, damit dir niemand deine Krone raube.“

Die Nacht stand auf den Bergen; aus dem Garten duftete es schwer von reifen Früchten. Und auch, als ich in der Frühe das gastliche Haus ließ, war dieser Duft

um mich, und ich spürte ihn noch, als ich schon die Türme der Stadt über den Hügeln sah. Und da war mir, nicht die Erde atmete ihn, sondern ein zu seiner Ernte gereiftes reiches Leben.

### 's Unehrlig.

Skizze in Baselbieder Mundart von

Nachdruck verboten.

Elisabeth Thommen, Zürich.

Und wenn i hundert Jöhr alt wirde,  
es goht mer halt eisach nit zum Chöpf  
us! Mängisch mues i z'mitts in dr Nacht  
dra dänke, wenn alles stockfischter isch um  
mi umme, mängisch am Morge frueh,  
wenn's häll und häller wird vor de Fäns-  
ter und d' Bögeli vor im Huus no halb  
im Draum pfyfe! Deppedie schieft's mer  
au dagsüber in Sinn, wenn d'Sonne am  
Bärg äne füürigheiß uf im Buechewald  
lht! Do stöht's uf einisch vor mer, wie-  
n-is fällmool, vor ville, ville Jöhre, gseh  
ha, chly, mager, armselig, es Chränzli us  
Buechebletter uf de glattgstrichene dünne  
Höörli, und liegt mit a mit syne graue,  
schüüche=n=Aeugli, liegt mi a, wie wenn's  
wett säge: „Worum ploogter mi eso?  
Was ha=n=ech z'leid to? Was cha=n=i  
drfür?“

Es isch amene heiße Summerdag gsi.  
I bi mit im Fraumätteli-Joggi und mit  
im Chüefser-Kari im Wald ummegstriche.

Dr Fraumätteler-Joggi und dr Chüefser-Kari sy fällmool scho in d'Oberschuel  
gange, i aber erst in die drittii Klaß. Aber  
sie hei mi einewäg agnoh — i weis 'it  
rächt, werum. Willicht, will i so=n=e  
Ruedi gsi bi und mer all wieder öppis  
Guggers in Sinn do isch! Gmeint  
ha=n=i mi mit myne große Fründ wie-  
n-es Huus und ha albe uf myni Kame-  
rade us dr Underschuel abeglüegte, wie  
wenn i e Landvogt, sie aber luter armi  
Chnächtli were. D'Mueter het's nie gärn  
gha, wenn i mit dene zweene gange bi.  
Die ganzi Zyt het sie öppis an ene uszsehe  
gha: es syge Schlingel, het sie gseit, und  
Guets chönn i nit vill vo=n=ene lehre.  
Und überhaupt, i chönn jo mit de Buebe  
us myner eigene Klaß goh! Für was i  
all öppis Bzunders mües ha?

Aber i ha nit uf d'Mueter gloost. Wenn  
loose=n=au d'Buebe uf ihri Mueter?  
Wenn sie vorim sälber alt und gscheit

worde sy, jo, drno — oder wenn's z'spoott  
isch. I ha albe eisach gseit: „E, Mueter,  
tue doch nit eso; dr Dokter-Hektor darf  
emel au mit ene goh!“

„Jo, aber dä isch glich alt!“

„E=eh, er isch au erst in dr vierte  
Klaß!“ ha=n=i ummegeh.

Churz und guet, an fällim Sum-  
merdag hei mir drei alle Deuggeler im  
Wald agstellt. Zerst hei mer es Igelnäst  
gfunde und hei die junge Igeli öppre  
hundermol es Reinli abegloh, und wenn  
sie unde=n=acho sy, hei mer se wieder  
ufetreat und hei se vo neuim loh abe-  
chugele. Wo=n=is 's Tierliqueele ver-  
leidet isch, hei mer e chly Räuberlis  
gmacht, hei brüelt und to wie Indianer,  
bis mer an e Holderstruch anegroote sy.  
D'Mässer fürezieh und afoh Holderröhrlis  
schnäkle, isch eis gsi. 's Mark hei mer mit  
imme Stäckli usetriebe und hei drvo  
Häxewybli gmacht. D'Mägel drzue hei  
mer eisach us euse Schuehöhle grisse.  
Noche hei mer d'Säck mit halbryse Holder-  
beeri gfüllt, hei vo Zyt zu Zyt e Hampfle  
voll ins Muul gnoh, hei e Spruz voll dur  
die hohli Holderröhre bloost und gluegt,  
wär am wytste chömm. Zletscht hei mer  
Niele gfunde. Herrjeh, was mache  
d'Buebe, wenn sie Niele finde und wyt  
und breit isch bei Lehrer und süst nüt  
Bösis um e Wäg? Sie schnyde se halt ab,  
stecke sigarelangi Stückli ins Muul, zünde  
se=n=a und fönge halt a z'rauche wie grozi  
Heere. So sy mer denn mit euse Sigare  
dr Waldwäg abspaziert und hei dr Lööl  
gmacht.

„I bi dr Pfarrer!“ het dr Fraumätteli-  
Joggi grüeze und isch ganz langsam und  
fyrlig glofse. „Queget, eso lauft er albe  
mit syner Pfyfe!“

„Da'sch no gar nüt!“ rüeft dr Chüefser-  
Kari und schwankt und stolperet allsfert  
ummenander. „Queget, queget, i bi dr